

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 39 Altena, den 23. September 1925



Das Kind

Von G. A. Küppers-Sonnenberg.

Den Kindern laßt ihre Jugend! Laßt sie sich tummeln wie Vögelchen, übermütig, ausgelassen. Laßt sie gaulen wie Schmetterlinge, bunt-schillernd, launenhaft. Laßt sie ihren das Joch fern, das uns zu Boden drückt.

Seht nicht schiel, seht nicht neidisch auf das Glück eurer Kleinen. Erlaubt euch daran! Gerade weil ihr am Leben leidet, die ihr die Last des Alltags tragt, gerade darum bewahrt euch den Sonnenschein eures Lebens, die unbeschwertere Heiterkeit eurer Kinder. Ihr wißt es doch, daß eure Jugend eure schönsten Erinnerungen birgt. Was wäre euer Leben ohne die Torheiten und Streiche eurer Kinderjahre! Wie ein Garten Eden liegt das Land eurer Jugend-erinnerungen in euch beschloffen. In eurer größten Verlassenheit steigt ihr hinein, euch Kraft zu holen — in Stunden eurer tiefsten Erniedrigung, größten Qual.

Oder habt ihr noch nicht entdeckt, daß ihr dieses Paradies in euch tragt? Seht ihr arm durchs Leben, weil ihr den Reichtum nicht kennt, die Schätze nicht haben wollt, die in euch liegen? Laßt euch belehren von Kennern des Lebens: nichts kommt an Kraft und Reiz den Eindrücken der Jugend gleich. Das Kind erlebt unmittelbar. Es erlebt am intensivsten. Ein ganzes Leben lang hat der Mensch von den Eindrücken der Jugend zu zehren. Aus Jugenderlebnissen baut sich die Persönlichkeit eines Menschen auf. Darum kehrt in allen Werken der Dichtung und jeder Kunst immer das Motiv der Jugendenerinnerungen wieder. Die Jugend des Künstlers schimmert letzten Endes durch all seine Werke hindurch.

Offenen Blickes steht das Kind dem Leben gegenüber, erwartend, unvoreingenommen vertrauend. Wir, die wir die grausame Härte des Lebens kennen lernen und zu leicht geneigt sind, an seinem tieferen Sinn zu verzweifeln — ob wir nun unsere Zuflucht im Rausch des Selbstvergeßens, der Sinnlichkeit oder in der sinnlichen Abtötung und Selbstpeinigung suchen — wir sind leicht gegen die Leichtgläubigkeit des Kindes ungerecht. Das Kind sieht heiter in die Zukunft hinein. Ihm ist noch alles groß, noch alles schön, unbeschreiblich schön. Wie das Kind das Märchen liebt, so lebt es in einer Welt des Märchens. Und dieses Märchen heißt Wirklichkeit. Das Leben ist dem Kind Märchen. Das Kind legt die ganze Fülle seiner Erwartungen in das Leben hinein.

Die Enttäuschung kommt dem Kinde früh genug. O, suchst sie nicht zu beschleunigen! Früh genug, zu früh erkennt das Kind, daß sein Vater kein Übermensch, kein Halbgoth ist, daß seine Mutter nicht unfehlbar und daß Erzieher und wen es sonst noch überschroßiglich verehrt hat, daß sie alleamt nur unvollkommene Menschen sind. Daß kein Mensch seinem Ideal genügt. Früh genug, zu früh kommt diese Enttäuschung.

Du aber, dem das Leben eines Kindes anvertraut ist, Vater oder Mutter, bist du dir deiner hohen Verantwortung bewußt deinem Kinde gegenüber: daß du deinem Kinde die Würde des Daseins zu verkörpern hast? Bist du dir der unlagbaren Bedeutung bewußt, der Aufgabe, zwischen den Geschlechtern zu stehen, den Reiz des Lebens, den Reiz des Daseins weiterzuleiten von Generation zu Generation? Gestalte die Erde so, daß der Mensch zum Gott darauf werden kann! Bist du dir bewußt, daß du ihm den Trost und die Liebe zu spenden hast, die die mDasein erst Weiße und Würde und Inhalt verleihen? Bist du dir bewußt, daß du dir, deinem Kinde, daß du dem Leben gegenüber Aufgaben hast?

Warum ist dein Leben so kalt und leer? Weil du keine Beziehung zu den irdischen und irdischen Quellen des Lebens mehr hast, nachdem deine berechtigten Zweifel deinen Glauben an Gott,

den alten Mann, zerstört. Du suchst Leben in irgend einer Form, in Wirtschaft oder Wissenschaft oder Kunst. Du siehst das Leben in der Opferung an die Form. Aber, weißt du nicht, daß es ein Leben, abgeleitet von aller Form gibt, ein absolutes Leben? Und eben dieses Leben tritt dir unerwartet verkörpert in der Heiterkeit deines Kindes entgegen. Aber — gibt es denn noch Kinder? Ist das nicht eben die Tragik unserer Zeit, daß wir keine Kinder mehr sein und keine Kinder mehr haben dürfen?

Vorüber ist die Rosenzeit

Vorüber ist die Rosenzeit, Und Lilien stehn im Feld; Doch drüber liegt so klar und weit Das blaue Himmelszelt.

Jahr' hin, du qualenvolle Lust, Du rasches Liebesglück! Du lässest doch in meiner Brust Ein ruhig Licht zurück.

Und nach dem Drang von Freud' und Leid Deucht mir so schön die Welt; Vorüber ist die Rosenzeit, Und Lilien stehn im Feld.

Emanuel Geibel.

Scharlachbekämpfung

Von Dr. med. Rosbacher.

Wenn sich auch die hartnäckige Natur so manches Geheimnis von dem unablässig forschenden Menschengeiste abringen läßt — in gewissen entscheidenden Punkten ist sie außerordentlich zurückhaltend. So wirksam unsere neuesten Mittel zur Bekämpfung und Verneinung zahlreicher Krankheiten sind — es sei hier daran erinnert, daß die früher so furchtbaren Seuchen größtenteils ihre Schrecken verloren haben — so machtlos stehen wir wiederum den ungeheuer verbreiteten Kinderkrankheiten Scharlach und Masern gegenüber.

Noch nicht einmal die Erreger dieser ansteckenden Erkrankungen sind bisher mit Sicherheit entdeckt worden. Der Streit geht um die Frage, ob die sogenannten „hämolytischen (blutkörperchenauflösenden) Streptokokken“ (Bakterien, die sich fast stets in dem Rachen Scharlachkranker finden — ob also diese Bakterien die Ursache des Scharlachs bilden oder ob sie nur eine Begleiterscheinung sind, ohne ursächlichen Zusammenhang mit dieser Krankheit?

Vor einiger Zeit nun gelangen Mitteilungen eines amerikanischen Arztes und seiner Frau an die Öffentlichkeit, die zu beweisen scheinen, daß tatsächlich eine bestimmte Art hämolytischer Streptokokken die Erreger des Scharlachs seien. Die Forschungen der amerikanischen Ärzte basieren auf Einimpfen von hämolytischen Streptokokken in den Rachen gesunder Menschen; es erkrankte jedoch bei diesen Versuchen nur ein Teil der Geimpften; die anderen, bei denen keine Scharlachkrankung auftrat, hatten — wie sich später herausstellte — in der Kindheit einen Scharlach überstanden und waren demgemäß immun, das heißt unempfindlich gegen Scharlacherreger geworden — eine Beobachtung, die mit der uns bekannten Tatsache übereinstimmt, daß ein Mensch gewöhnlich nur einmal im Leben an Scharlach erkrankt.

Spricht nun die amerikanische Forscher einer scharlachunempfindlichen Person — zum Beispiel einem Scharlachgenesenden — ein wenig abfiltriertes Gift dieser Streptokokken ein, so hatte der Stich weiter keine Folgen; Personen dagegen, die scharlachunempfindlich sind, weisen 18 bis 28 Stunden nach dem Einfrisch eine Rötung und Schwellung der Haut an der Einstichstelle auf.

Spricht man gar diesen letztgenannten Personen größere Mengen des Bakteriengiftes in die Muskeln ein, so erkrankten sie nach kurzer Zeit an Kopfschmerzen, Erbrechen, Fieber und scharlachähnlichem Ausschlag.

Sobald jedoch diese Erscheinungen abgeklungen sind, werden diese geimpften Personen — wie zum Beispiel die Scharlachgenesenden — unempfindlich, das heißt sie sind gegen Scharlach geschützt. Es ist also möglich, durch eine derartige Schutzimpfung — wie wir sie ähnlich von der Blatterimpfung her kennen — das Auftreten von Scharlach wirksam zu verhüten.

Außerdem haben die amerikanischen Ärzte eine scharlachreptokokken geimpft; es bildeten sich im Serum der Tiere Gegendstoffe — entsprechend der Herstellung des Diphtherieantisera durch Einfrischen von Diphtheriebakterien in die Blutbahn eines Pferdes; und die Behandlung mit Injektionen dieses „Scharlach-Serums“ hatte selbst bei voll entwickeltem Scharlach ausgezeichnete Erfolge. Nach 8 bis 24 Stunden fiel die Temperatur ab, der Ausschlag verschwand, die den Scharlach begleitende Halsentzündung ging zurück — nach zwei Tagen fühlten sich die Kranken wieder fast völlig gesund.

Es hat also nach allem den Anschein, als ob man in der Lösung des Scharlachproblems auf dem richtigen Wege wäre. Auch die in anderen Ländern — in Frankreich, Tschechoslowakei und Italien sprechen dafür, daß große Fortschritte in der Bekämpfung dieser bisher unergänglichen Krankheit erzielt worden sind.

Frau und Wohnungskultur

Von Agnes Meitner.

Von den Schlupfwinkeln der Urzeit an, die den ersten Menschen als Wohnung dienten, bis zur luxuriösesten Villa der Neuzeit, — immer haben die Frauen das Bestreben gehabt, angepaßt der Zeit und den Zeitstritten für die Wohnung Behaglichkeit zu schaffen. Nicht zufällig hat für dieses schwierige und verantwortungsvolle Amt die Zeit die Frau — und nicht den Mann! — auserkoren. Die Frau war als „Hausfrau“ schon in den frühesten Zeiten verpflichtet, den von der Jagd, vom Geschäft, von der Reise heimkehrenden Gatten an den mit Speisen besetzten Tisch zu führen, ihm ein Ruheplätzchen anzudeuten, ihm die häusliche Umgebung „gemütlich“ zu gestalten, — mit einem Wort: die Frau hat immer schon mit der Wohnungskultur zu tun gehabt.

Es gibt Grundregeln der Wohnungskultur, die keine Zeit und keine Zeitsitte umstoßen oder ändern könnte. Vor allem: mit Geld allein läßt sich keine Behaglichkeit, keine Wohnungskultur schaffen. Der Bruchteil im Schloß oder in der Villa kann uns trotz seines Spiegelparketts, seiner Seidentapeten, seiner Marmorböden und seines Glaslusters kalt und fremd anmuten, während das einfachste Ausstattungsstück in einem Bauernhaus warm und behaglich anmuten kann. Das Geheimnis dieses Erfolges oder Mißerfolges der Wohnungskultur hat eine kluge Frau in einen einfachen Satz gekleidet: „Gib deiner Wohnung nichts, was deiner Seele fremd ist.“

Erfreulicherweise kommt die moderne Wohnungskultur der ehrlichen Zweckerfüllung im weitesten Maße entgegen. Die moderne Wohnungskultur hat das Größte (Mahart) bukkett, den japanischen Fächer, die vielen „Nippes“ und den

Wasser, wenn wieder einmal das Kunstwerk eines neuen eleganten und dabei kostenlosten Abendkleides gelungen sei. Die Firma aber buche diesen kleinen Betrag, falls er Kosten für Aufarbeitung Reinigung erfordert, ohne jegliche Erregung unter „Speisen für Propaganda zwecke“.

Was Frauenküsse wert sind.

Ein amerikanisches Gericht hatte jüngst eine sehr schwierige Frage zu entscheiden. Eine junge Amerikanerin hatte gegen einen wohlhabenden Farmer Klage auf Zahlung von 20 000 Dollar erhoben, weil er ihr sieben Küsse mit Gewalt geraubt habe. Der Farmer bestritt ganz entschieden die Richtigkeit der näheren Umstände. Er behauptete vielmehr, daß die junge Dame ihm ihren Mund bereitwillig hingehalten und ihn durch Gesen zu dem „Verbrechen“ aufgefordert habe. Diesen Lockungen habe er natürlich nicht widerstehen können. Wer wäre dazu auch bei einer hübschen jungen Dame imstande gewesen! Nach der Aussage des Beklagten hat die Dame die Küsse zu Anfang anders beantwortet; denn sie war zunächst mit einem Schmerzgefühl von fünf Dollar zu fassen. Dann aber wurde sie anderer Meinung, vielleicht weil der Farmer öffentlich behauptet hatte, der Preis für den einzelnen Kuß sei noch viel zu hoch. Nach der Klageschrift schienen die Küsse etwas heftig gewesen zu sein; denn das Fräulein behauptete, durch sie nicht nur einen Nervenschmerz, sondern auch einige erhebliche Hautabschürfungen erlitten zu haben. Unter diesen Umständen war es natürlich selbst für ein amerikanisches Gericht schwer, ein salomonisches Urteil zu fällen, und es riet daher zu einem Vergleich, der dann auch zustande kam.

Der schlaueste Liebhaber und das praktische Mädchen.

Der junge Dichter Emil Rousseau aus Ansbach verliebte sich in der alten Waisenstätt Seidelberg in ein sehr schönes Mädchen, die Tochter eines Handwerkers, hatte aber nicht den Mut, sich ihr zu nähern. Sie ging abends gewöhnlich, wie es dort Sitte war, mit ihren Freundinnen in der Hauptstraße spazieren, wobei ihr die Studenten natürlich mehr oder weniger verliebte Blicke zuwarfen. Eines Tages teilte Rousseau seinem Freunde Sebbel mit, er habe einen sehr guten Einfall. Er wolle ein feines Taschentuch kaufen und es dem Mädchen überreichen, als ob er glaube, daß sie es verloren habe. Die Stunde kam heran, und der Zufall war günstig; denn das Mädchen war allein; Rousseau, von Sebbel begleitet, folgte ihr; er zog sein Taschentuch hervor und flüsterte: „Mein Fräulein, gehört das Ihnen? Wir denken, daß Sie es eben fallen ließen.“ Sie nahm das Tuch, nickte dankend und steckte es ein, indem sie ruhig weiterging. Die beiden Freunde schauten ihr verblüfft nach. Rousseau war glücklicherweise nicht bloß das Tuch, sondern auch — die Liebe los.

Orientalische Frauen.

Wie viel höher steht — sagt Heinrich Heine — die Frau bei Moses als bei den anderen Orientalen oder als noch bei den heutigen Tag bei den Mohammedanern! Diese sagen bestimmt, daß die Frau nicht einmal ins Paradies kommt; Mohammed hat sie davon ausgeschlossen. Glaube er etwa, daß das Paradies kein Paradies mehr sei, worin jeder seine Frau dort wiederfinde?

Die mildern Umstände des weiblichen Geschlechts.

Vor dem Schwurgericht des Landgerichts in Magdeburg stand vor einiger Zeit eine Weibschache zur Verhandlung. Beweisaufnahme und Zeugenvernehmung hatten ergeben, daß mildern Umstände zugunsten waren. Also suchte der Vorsitzende, Landgerichtsrat Dr. Gutjahr, nach solchen, und er fand sie auch. In dem von ihm formulierten Urteil waren sie in den folgenden Sätzen enthalten: „Bei der beim weiblichen Geschlecht all gemein e n o b e r f l ä c h l i c h k e i t, bei der mangelhaften Fähigkeit, unmittelbare Wahrnehmungen von bloßen Schlussfolgerungen überhaupt oder doch in der erzählenden Wiedergabe zu unterscheiden...“

Es klagte einst einer seinem Nachbarn, daß er im Garten einen stark unglückbringenden Baum habe, an welchem sich schon drei Frauen aufgehängt hätten. Da hat ihn dieser: „Ach, lieber Nachbar, gib mir doch ein Pfropfreis von diesem kostbaren Baume!“

Verantwortlich: S. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. S a n t h, Altena.

alter Portwein gegeben wurde. Dann folgte Junge, Junge mit Hummerauce und Trüffeln, dazu Bordeaux. Nun kam der Triumph des Tages: Kapannen du Mans Mireille, ein Gericht, das tagelanges Studium notwendig gemacht hatte und ungefähr folgendermaßen zubereitet wurde: Junge Hühner wurden langsam gebraten bis kurz vorm Weichwerden, einige Minuten lang mit Artischockenenden, grünen Erbsen, würzigen Karotten, weißen Rüben und kleinen Kartoffeln zusammengebraten, doch nur solange, bis das Fleisch das Aroma des Gemüses angenommen hatte. Darüber kam eine Sauce aus Whisky, Sherry und Portwein. Mit diesem Gericht glauben die französischen Köche das amerikanische Alkoholverbot wirksam bekämpfen zu können. Das nächste Gericht, Hammelrücken a la Pre Cate-lau sei ebenfalls ausfühlicher beschrieben. Vielleicht verliert es die eine oder die andere Hausfrau zu rühmlicher Nachahmung. Das Fleisch muß leicht gepickt werden und zwei Tage lang in einer Lauge von Weinessig, Karotten, Zwiebeln und Rotwein gepökelt werden. Diese Lauge muß vorher eine Stunde lang gedreht werden. Am dritten Tage erst darf das Fleisch gebraten werden. Eine dazu passende, würzige Sauce wird aus der Hälfte der Pöhellauge hergestellt, zu der etwas Butter und Mehl zugefügt wird. Aus dem Rest der Lauge wird eine klare Gallerte bereitet. Erst dann geht es an das Anrichten des Bratens. Auf den Boden der Platte kommt eine Soja Sauce, die alsbald dick wird. Da hinein werden die Fleischstücke gelegt und das ganze mit Rosinen- und Moosbeerengelee und Apfelsauce bedeckt. Dabei wurden Salat und Pasteten serviert, Pasteten nach neuester französischer Art mit Ei und Tomaten gefüllt, leicht mit zerriebenen Käse überstreut und gebraten. Als Nachspeise reicht man Vanille-Eis-Creme mit einer Sauce aus herbem Wein, Käse, frische Früchte, Bräunee, Kaffee und Liköre.

Dann kamen die Tischreden. Monsieur Scott erhielt einen Ehrenpreis und den Ehrentitel „Hochpriester und Gesandter der französischen Küche in Amerika“. Mit diesem Titel, der zugleich eine Aufgabe in sich schließt, wird er nach New York zurückkehren, um dort für sein Vaterland zu wirken, indem er der Lehre, daß die Liebe stets durch den Magen geht, Frankreich oder kann jetzt Amerikas Liebe gut gebrauchen.

Goethe und die Frauen

Im Jahre 1801 hatte Franz Rims, der treue Mitarbeiter Goethes in Theaterdingen, ein scharfes Rundschreiben an die Jungfrauen des Weimars ergeben lassen, mit der Aufforderung, sich durch eine Bestätigung von einer ihnen drohenden Karikatur loszukaufen, auf der sie porträtiert als Miesgäule dargestellt werden sollten, die in der Unterwelt von alten Jungfern regiert würden.

Goethe sandte darauf folgenden Bierzeiler: „Ich würde nicht, daß ich ein Grauen spüre vor jenen Alten in der Unterwelt, wenn nur nicht jede, die mir wohlgefällt, hier oben mich nach ihrem Bunsch regierte.“ Welch nüchternen Standpunkt Goethe der Ehe gegenüber einnahm, ersieht man aus einem wenig bekannten Ausruf. Als nämlich Zacharias Werner im Winter 1807-08 in Weimar weilte, sagte er einmal in Goethes Gesellschaft, er wolle nicht wieder heiraten, weil man im Anfang des Ehestandes miserable Suppen zu essen bekäme. Goethe erwiderte ihm, dies sei nur dann, wenn die Ehe kinderlos sei. Sobald sich Kinder einfänden, würden drei bis vier Pfund Fleisch gekocht. Für ein paar Leute koche man nur ein halbes Pfund Fleisch. Das könne dann freilich nur eine magere Suppe geben. Das beste Mittel zur Amelioration der Suppe bestehe darin, viel Kinder zu haben. In dem Maße wie Kinder auf Kinder kämen, würde auch die Suppe besser.

Ratschläge und Winke

Entfernung von Rostflecken.

Rostflecken entfernt man aus Wäsche, wenn man feingestohlenen Weinstein mit etwas Wasser befeuchtet und ihn auf die Flecke streut, worauf man das ganze Stück in lauwarmem Wasser auswäscht. Dabei verwende man keine Seife! Ein gutes Mittel ist auch heißer Zitronensaft. Man stelle eine kleine mit dem Zitronensaft gefüllte Flasche oder Tasse in kochendes Wasser, bis der Inhalt heiß geworden ist, und zwar so heiß, daß er den Siedepunkt erreicht. In den kochenden Saft taucht man die Flecke und wickelt den Stoff so fest wie möglich zusammen. Nach einiger Zeit wäscht man ihn

dann mit lauwarmem Wasser aus. In ähnlicher Weise läßt sich Oxalsäure anwenden. Rostflecken aus seidenen Stoffen sind in der Regel kaum zu beseitigen. Rostflecken aus Wäsche kann man auch entfernen, indem man sie über Dampf, etwa die Deckelöffnung am Teekessel, hält, nachdem man ein wenig gepulvertes Kleesalz darauf gestreut hat. Die Flecken verschwinden sofort, worauf man die Wäschestücke schnell in Seifenwasser auspült.

Tod den Schwaben!

Das sicherste Mittel, die Schwaben, wohl richtiger Schaben genannt, die als Küchen-schwaben die Schrecken der Hausfrau sind, weil sie in der Nacht vorzugsweise die Wirtschaftsräume aufsuchen, zu vertilgen, besteht darin, daß man alle Schlupfwinkel, wo sie sich aufhalten, mit einem Pulver, bestehend aus zwei Teilen Borax und einem Teil Salpetersäure, bestreut. Gleichzeitig stellt man aus gekochten Erbsen, Fett und Bier einen Brei her und mischt jenes Pulver hinein, indem aus zwei Teile Brei immer ein Teil Pulver kommt. Aus einer solchen Masse formt man Kügelchen und streut sie überall dort aus, wo das Ungeziefer sein Unwesen treibt. Es frißt davon und geht sicher ein. Außerdem ist der Jgel ein ganz vorzüglicher Vertilger dieser Plagegeister.

Schone deine Augen!

Beim Lesen, Schreiben, Nähen und ähnlichen Arbeiten sitze stets gerade und halte die Gegenstände etwa 25 Zentimeter, niemals näher vor die Augen! Verachte diese und ähnliche Arbeiten niemals in der Dämmerung oder bei schwacher, flackernder Beleuchtung, aber auch nicht bei allzu grellem Licht! Blicke niemals mit bloßem Auge in die Sonne oder in eine andere starke Lichtquelle! Gebräuche niemals zum Sehen oder aus Eitelkeit eine Brille. Dies nicht beim Liegen oder schnellem Umhergehen! Wasche dir deine Augen täglich mit frischem, kaltem, aber reinem Wasser gut aus! Setze das erhaltene mit Schweiß bedeckte Gesicht nie dem kalten Luftzug aus! Sind deine Augen entzündet oder sonst irgendwie krank geworden, siehe sofort einen Arzt zu Rate!

Gegen die Geflügelgrippe.

Räuse und Milben können dem Geflügel recht lästig werden. Mittel dagegen sind gründliche Reinigung der Ställe, Ausbrühen der Holzteile, Neuweißen der Wände und Bepflanzung des Fußbodens mit Kalkwasser. Hühner müssen außerdem Gelegenheit haben, Sandbäder zu nehmen. Auch kann man die Geflügelställe mit einem feinen Pulver, das aus dem trockenen, geriebenen und dann fein gesiebten Blättern des wildwachsenden Wermutkrautes hergestellt wird, wiederholt tüchtig bestreuen.

Eingehen von Seidenbändern.

Das oft mühsame Eingehen von Seidenbändern in Rissen, Decken, Blusen, Kleidern, Hemden usw. kann man sich dadurch sehr erleichtern, daß man vor der Wäsche an dem einen Ende des Seidenbandes ein schmales Leinenband lose befestigt, dann erst die Seidenbänder herauszieht und statt dessen das Leinenband in der Wäsche zurückläßt. Nach der Wäsche verfährt man entsprechend, indem man das Seidenband an dem Leinenband befestigt. Dieses Verfahren hat gegenüber dem Eingehen der Bänder mit einer Nadel noch den Vorzug, daß die Wäsche glatt bleibt.

Aus dem Engen und Weiten

Kostenlose Abendtoiletten.

Ein englisches Konfektionshaus verriet seinen Geschäftsfreunden, auf welche Weise es zu einem treuen, anhänglichen Kundenstamm gekommen sei. Es habe öfter einmal ein Auge zugedrückt, wenn Käufer zum Beispiel einmal eine Abendrobe erwerben, sie aber am nächsten Tage mit dem Bemerkten zurückbrachten, daß die Toilette doch nicht gefiele und man den Kauf wieder rückgängig machen wolle. Die Firma sah da ganz genau hinter die Kulissen und wußte, daß die Kundin jene Robe am Abend vorher getragen habe, sie nun aber zurückbrachte, um sich auf diese Art billige und abwechslungsreiche Toiletten zu verschaffen. Doch, wie gesagt, das Geschäftshaus hat immer ein Auge zugedrückt und sich dadurch anhängliche und begeisterte Kunden geschaffen. Schließlich blieb doch einmal das eine oder andere Stück hängen, und das Verfahren sei für eine große Summe für Reklame und Propaganda ausgebe. Das schlechte Gewissen der Kunden aber sei ein ungeheuer ergiebiger Faktor. Man empfehle das Haus begeistert bei allen Gelegenheiten. Tägliche selbst so oft wie möglich effektive Einkäufe und sei dann glücklich und

Kompromittierende
u. a. das Drama
einigkeit der Werten
in mehreren Orten

Unierf
polnische

* Werken in großer
richtig in großer
Günzen im polnischen
Ein beizubehalten
tionale Kultur
liche Kultur
Abkommen
und hohe Beante
Kriegsmilitarismus
Schmidens
Schmidens
Blotz. In der
hien Unternehmungen
Gloria hat
träger Gloriosa
und alt. Schlicht
Unterstützung
follenden, verfehle
prüfung der

Die
WTP. Berlin.
gepöndium die
minidie Verfüge
mit der als polnische
n nicht auskom
der Polle selbst
Kocher. Aufreht
Unterlagen
follenden, verfehle
prüfung der

Die
WTP. Berlin.
gepöndium die
minidie Verfüge
mit der als polnische
n nicht auskom
der Polle selbst
Kocher. Aufreht
Unterlagen
follenden, verfehle
prüfung der

Die
WTP. Berlin.
gepöndium die
minidie Verfüge
mit der als polnische
n nicht auskom
der Polle selbst
Kocher. Aufreht
Unterlagen
follenden, verfehle
prüfung der

Die
WTP. Berlin.
gepöndium die
minidie Verfüge
mit der als polnische
n nicht auskom
der Polle selbst
Kocher. Aufreht
Unterlagen
follenden, verfehle
prüfung der

Die
WTP. Berlin.
gepöndium die
minidie Verfüge
mit der als polnische
n nicht auskom
der Polle selbst
Kocher. Aufreht
Unterlagen
follenden, verfehle
prüfung der

Die
WTP. Berlin.
gepöndium die
minidie Verfüge
mit der als polnische
n nicht auskom
der Polle selbst
Kocher. Aufreht
Unterlagen
follenden, verfehle
prüfung der

Kleindingskram abgekauft, nicht nur, weil diese Kleider, in ihrem Zeitepoch, den widerspricht, sondern auch, weil die neue Wohnungskultur einen Fortschritt auf dem Gebiete der Hygiene, der Selbstziehung und des künstlerischen Empfindens bedeutet. Es war ein böses Zeichen für die Frau als Bildnerin und Hüterin der Wohnungskultur, daß, in der Sucht historischer Nachahmung, Unehrlichkeit im Hause nach allen Richtungen sich breit machen konnte, daß man — so unglaublich es klingt! — ohne Rücksicht auf eigene Gewohnheit und Lebensart, nur den „Gast zu liebe“ eine Wohnungsrepräsentation schuf, die an Unehrlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Es ist ein Verstoß der Frau, der Hausfrau, daß sie der Zeitnotwendigkeit folgend, rasch erkannt hat, daß die zeitgemäße Wohnungskultur in erster Linie eines erstrebt: Vereinfachung. Mit dem Ornamentstil des Pompes in der Häuslichkeit hat die moderne Wohnungskultur gebrochen und dafür im Sinne der Frau von Geschmacksas behagliche Heim gestellt. Licht und Helligkeit! Keine sonnenfeindlichen Fensterdraperien! Freude am Schlichten! Farbenruhe! Zweckerfüllende Möbel! Praktische Wirtschaftsgüter! — so einfach ist die moderne Wohnungskultur, daß ein paar Schlagworte sie beschreiben!

Die neue Wohnungskultur ist keine Kultur nur für Reiche und Bevorzugte. Niemand ist zu beneiden, der einen Innenarchitekten braucht, um im eigenen Heim zufrieden zu erscheinen. Glücklicherweise, wer mit eigenem Geschmack seine Wohnung zweckmäßig zu gestalten versteht! Den Feind der Behaglichkeit weiß die tüchtige Hausfrau rasch zu fassen: hinaus mit allem Ueberflüssigen aus der Wohnung! Die tüchtige Hausfrau hat keine Angst vor leeren Räumen. Wenigen, mit Geschmacks- und Liebesgegenständen, die dem Zimmer Behaglichkeit schaffen, kann die Frau den Stempel der Persönlichkeit viel leichter aufdrücken als der Ueberladenheit. Dazu gehört nicht, wie man so oft jagt, viel Geld. In unserer individualisierten Zeit ist ein feiner Lampenschirm kaum feurer als ein Lampenschirm aus Porzellan mit metallperligen Kränzen, ein lebendiger, immergrüner Blumentopf ist billiger als ein imprägniertes Wispelgrasbüschel, eine moderne Steinzeichnung im einfach-schlichten Rahmen kostet die Hälfte eines Oelbildes im verschörmelten Goldrahmen. Mit einem billigen aus vorhandenen Resten herzustellenden Decken lassen sich dieselben Effekte erzielen wie früher mit den staubförmigen Aufle-

garnituren. Natürlich wird keine gesunde Wohnungskultur gegen die Verwendung von Erbschinken, die sich in der Familie befinden und aus Grünbein des Gefühls weiter verwendet werden, etwas einzunehmen haben, denn gerade das Gefühlsmoment spielt in der Wohnungskultur eine maßgebende Rolle.

Die moderne Wohnung will das erweiterte Ich der Hausfrau zur Geltung bringen. Diese Individualität darf nicht hindernd wirken, sondern soll jedem Stück des Hausrats seinen Wert lassen oder geben. Es ist absolut nicht notwendig, daß immer alles genau zu einander passe, im Gegenteil: Kontrastlosigkeit be-

Die Kochkiste
Von Lucie Hanzen-Friedenau.

Das Gesetz der Beharrlichkeit zeigt sich sehr deutlich oft im Haushalt, in der Familie, und das ist nicht selten eine durchaus erfreuliche Erscheinung. Aber das Leben an dem Ueberkommen, Ueberbrachten kann auch seine grohen Schattenseiten haben und zur ausgesprochenen Rückschlächtigkeit werden. Deshalb muß sich jede Hausfrau, die oft in ihrem Wirkungskreis über Ueberlastung klagen zu müssen glaubt, aller Mittel bedienen, die ihr Los erleichtern können. Damit soll nun nicht gerade Bestrebungen das Wort geredet werden, die sich auf der letzten Deutschen Ostmesse in Königsberg und im Anschluß daran in einer Dauerausstellung unter dem Kennwort „Hausbau und Technik“ zeigen und die die Küche der Zukunft völlig im Zeichen der Elektrizität sehen wollen. Aber es gibt Entdeckungen und Erfindungen sehr einfacher Art, die wenig kosten, aber trotzdem einen erheblichen Gewinn an Zeit und Geld verbürgen, sodaß man sich nur wundern muß, warum sie sich nicht mehr und schneller einbürgern. Dazu gehört die Kochkiste.

Der Gedanke, welcher der Kochkiste zugrunde liegt, ist eigentlich uralte. Der Grundgedanke ihrer Einrichtung hängt zusammen mit der allgemein bekannten Tatsache, daß Speisen längere Zeit warm gehalten werden können, wenn man die Gefäße, in denen die Speisen gehocht sind, mit einem schlechten Wärmeleiter umgibt. Schon zu Zeiten unserer Urgroßväter stellte man deshalb für diejenigen Familienangehörigen, die nicht rechtzeitig zu den Mahlzeiten kommen konnten, die Gerichte in die Betten, die in den damaligen „Himmelbetten“ meist von einer so großen Decke und Schwere waren, daß sie den Schlaftrunk fast hätten erdrücken können. Aber sie waren deswegen um so schlechtere Wärmeleiter. Ebenso findet man in vielen Häusern seit langem zum Warmhalten des Kaffees für diejenigen, die „nachtrinken“ müssen, „Kaffeemühen“, die man über die Kaffeekanne stülpt. Jede Bauersfrau, die das Wirtstagen oder den Kaffee in Gefäßen oder Krügen aufs Feld schickt, nachdem sie mit wollenen Tüchern umgeben worden sind, kennt schon seit langem die Wirkung der schlechten Wärmeleiter.

Weniger bekannt ist aber die Tatsache, daß Speisen durch Benutzung schlechter Wärmeleiter nicht allein warm gehalten werden können, sondern daß, wenn man sie nur kurze Zeit

Woher das Weib?
Es stammt das Weib nicht aus des Mannes Haupte,

Daß sie nicht herrsche;
Stammt nicht aus seinem Fuße.
Um nicht zu dienen;
Sie kam aus seiner Seite,
Auf daß sie ihn begleite.

J. Brlhmayr.

Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rehen mild, und der Gebildete hat keine bessere Gelegenheit, seine Wilde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen nicht zu rechnen ist.

Goethe.

Ausgezeichnet eignet sich die Kochkiste auch für Leute, die als Wale, Eisenbahn, Fabrikarbeiter ufm. das Essen zur Arbeitsstelle mitnehmen müssen. Die Kochkiste ermöglicht es ihnen, die Speisen morgens anzukochen, um sie auf dem Wege zur Arbeitsstelle und auf dieser selbst ohne Mühe garkochen zu lassen. Das gleiche gilt auch für alleinstehende weibliche Arbeitskräfte, wie Radenfräulein, Kontoristinnen ufm. Aus Mangel an Zeit zum Kochen begnügen sich viele dieser Personen zum Mittagessen mit kalten Speisen, meistens Butterbrot, ziehen sich durch diese einseitige Kost eine Unterernährung zu und verfallen nicht selten allmählich einer Krankheit. Durch das einfache Mittel der Anschaffung einer kleinen Kochkiste, die in bequem tragbaren Formen in den Handel gebracht wird, sind gerade sie in der Lage, sich morgens zugleich mit der Bereitung des Frühstückes auch ein nahrhaftes Mittagessen anzukochen, es in einer Kochkiste mitzunehmen und es darin bis zum Mittag stehen zu lassen, um es dann fertig zu genießen. Billig und nahrhaft!

Ein amerikanisches Blatt beantwortete jüngst die wichtige Frage: Was sollen wir unsere Töchter lehren? in folgender beherzigenswerter Weise: Gebt ihnen eine ordentliche Schulbildung! Leht sie ein nahrhaftes Essen kochen! Leht sie waschen, bügeln, Strümpfe stopfen, Knöpfe annähen, ihre eigenen Kleider machen und ein ordentliches Hemd! Leht sie Brot backen, und daß eine gute Küche viel an Arzt und Apotheke spart! Leht sie, daß eine Markt hundert Pfennig ist und daß nur derjenige spart, der weniger ausgibt, als er einnimmt, daß aber alle, die mehr ausgeben, verarmen müssen! Leht sie, daß ein begabtes Rattumkleid besser kleidet als ein feines, wenn man Schulden hat! Leht sie, daß ein rundes, volles Gesicht mehr wert ist als fünf schwindelnde Schönheiten! Leht sie gute, starke Schuhe tragen! Leht sie Einkäufe machen und nachrechnen, ob die Rechnung auch stimmt! Leht sie, daß die Gottes Ebenbild mit starken Schuhen nur verderben können! Leht sie Selbstvertrauen, Selbsthilfe und Arbeitsamkeit! Leht sie, daß ein rechtschaffener Handwerker in Hemdsärmeln und mit der Schürze auch ohne einen Pfennig Vermögen mehr wert ist als ein Tugend reichgekleideter und vornehmer Tagebue! Leht sie Gartenarbeit und die Freude an der freien Natur! Leht sie, wenn ihr Geld dazu habt, auch Musik, Malerei, Künste; bedenkt aber immer, daß es Nebenfachen sind! Leht sie, daß Spaziergänge besser als Spazierfahrten und daß die wilden Blumen gar schön sind für diejenigen, die sie betrachten! Leht sie, daß das Glück in der Ehe weder von dem äußeren Aufwand, noch von dem Gelde des Mannes abhängt, sondern allein von seinen guten Eigenschaften! Gebt ihr sie das alles gelehrt und haben sie es verstanden, dann laßt sie, wenn die Zeit gekommen ist, getrost heiraten; sie werden dann ihren Weg mit Gott schon selbst finden.

Der Vortritt
Skizze von Otto Anthes.

Wilhelmine Schröder, die spätere Schröder-Devrient, die Deutschlands größte Sängerin war, hatte bekanntlich auch ein Herz vom größten Zuschnitt. Der Unbeständigkeit ihrer Neigungen zum Trotz, oder vielmehr, weil sie ihrer ungebändigten Natur selbst einen Zügel anlegen wollte, verlobte sie sich während sie am Leipziger Stadttheater angestellt war, mit einem dortigen ebenbürtigen namens Frischhorn. Der Bräutigam, ein gelehrter und ausdauernder Mann, war jedoch auch Bürger genug, um seiner genialischen Braut scharf auf die Finger zu posen. Er verlangte von ihr, daß sie sich in später Abendsunde, sobald er unten von der Straße aus dreimal ihre Glocke zog, wenn auch nur für einen Augenblick zwischen den Vorhängen am Fenster zeigte zum Beweis, daß sie daheim wäre. Und er lag ihr hart an, den Verkehr mit ihren alten Freunden gänzlich abzubrechen, unter denen ihm die besten Bekannten die Offiziere von den Grünen Reitern waren, die in dem nahen Borna in Garinon lagen und wöchentlich zwei- oder dreimal herüberzukommen pflegten. Die Wilhelmine ließ diese Erziehungsmaßnahmen mit guter Laune über sich ergehen; richtete aber zugleich ihr Kammerkästchen ab, daß es in ihrer Abwesenheit, wenn das verabschiedete Glockenzeichen erschall, mit ihrem Häubchen angehen, an ihrer Stelle zwischen den Vorhängen hindurch winkte, gleich als ob sie selber wäre. Und wenn er behauptete, daß die Bornaer Grünen allesamt böse Lebemänner wären, dann bestand sie darauf, sie habe sie immer nur als reizende, anständige Leute kennen gelernt; und das seien sie auch.

Einmal war der Bräutigam zu einer Herrengesellschaft geladen. Und es fügte sich, daß am selben Abend der Kittenmeister von Reichenstein aus Borna im Theater war, der Wilhelmine ein Sträußchen in die Garderobe schickte und sie am Schluß der Vorstellung am Bühnenausgang erwartete. Da kam es von ganz allein, daß sie gemeinsam am Theater offen gingen. Sie trafen zufällig in einem Hinterzimmer von Auer-

Stromab!
Stromab! Stromab! Ich steh' am Rand Des Ufers mit verhalt'nen Weinen, Und eine liebe, liebe Hand Ruht abschiednehmend in der meinen.

Stromab! Stromab! Nun ist's geschehn; Die Welle rauscht, die Segel wallen. Ein weißes Tüchlein seh' ich wehn, Hör' einer Stimme Ruf verhallen.

Stromab! Stromab! Zwei Furchen nur Verraten, wo das Schiff gezogen; Schon überfüllen ihre Spur Die fremden, teilnahmslosen Wogen.

O lehter Blick! O lehtes Wort! Die heiße Träne rinnt hernieder; So ziehet Glück und Jugend fort Stromab, Stromab, und kehrt nicht wieder.

Ludwig Fulda.

deutet für Wohnungskultur: Schwachlichkeit. Die kluge Hausfrau kann zur Künftlerin werden, wenn sie bedächtig und mit persönlichem Geschmack an die Aufgabe geht, an die Stelle der seelenlosen Brunkräume im Hause die Würde der Einfachheit zu setzen, sie wird dann Erzieherin für eine hochstehende Wohnungskultur, weil sie das Leben im Hause nicht „auf Repräsentation“, sondern nach Eigenwert als behagliches Heim einzurichten versteht.

hätte sie auch gar nicht erkennen können, denn so etwas kenne ich nicht.“ „Wie sah sie denn aus?“ forschte die Wilhelmine, während ein ipthobisches Renden in ihren Augen aufglomm. „Ach, klein und fett. Betrunknen schien sie auch zu sein, denn sie torkelte richtig am Arm ihres Kavalliers vorbei. Und was ich von ihrem Gesicht gesehen habe, das war dementsprechend.“

Nun aber konnte sich die Wilhelmine nicht mehr halten. Sie lachte so laut und übermäßig, daß sie sich blau im Gesicht wurde. „Ja, was hast du denn?“ fragte er betreten und ärgerlich. „Sie rang nach Luft. — „Die üble alte Ziege,“ schrie sie, „war ich.“

„Wach doch keine unzeitigen Scherze!“ „Rein! Ich war's. Ich war's wahrhaftig.“ „Du warst ja zu Sauze. Ich hatte doch unmittelbar vorher bei dir geschellt!“

Sie, noch immer von Fröhlichkeit geschüttelt, und weil sie einmal ihr Gewissen entladen wollte, gestand ihm nun auch die List mit dem Kammerkästchen. Und fragte zuletzt, als sie ganz erschöpft war vom Lachen: „Gibst du nun zu, daß er ein anständiger Mensch ist, der Reichenstein?“

Er aber wurde sehr förmlich, erhob sich, küßte ihr leicht die Hand und wollte sich entfernen. Da hielt sie ihn mit einem Zuruf noch einmal an der Tür fest. „Frischhorn“, sagte sie, nun plötzlich ganz ernst, „du willst jetzt nach Sauze gehen und mir den Abschiedsbrief schreiben. Wenn es nur das wäre, daß du mir die zwei kleinen Betrügereien nicht verzeihen kannst, dann müßte ich dir den Vortritt lassen. Weil du aber ein so trauriger Geselle bist, daß du über den wundervollen Witz, der uns widerfahren ist, nicht einmal lachen kannst, darum nehme ich mir das Recht, dir zuvorkommen. Ich löse hiermit unsere Verlobung auf. Mit einem solchen Menschen könnte ich nicht leben.“

Damit streifte sie den Ring von ihrem Finger und legte ihn still auf die Ecke des Tischchens, das neben der Tür stand, machte ihm eine kleine Verbeugung und raufte aus dem Zimmer.

Im Wald
Schattende Hallen, von Rühle durchzogen, Friedlich gründerne Einfamkeit; Tiefblauer Himmel lächelt von oben, Goldenes Dämmern umflutet mich weit! „Kuckuck!“ so ruft es verheißt aus dem Grunde Jerne herüber und ungehehn: Hier will ich lauschen der lieblichen Kunde, Was mir leise die Wipfel wehn.

Raum schallt ein Klang in dies zaubrische lunde, Duftige Reich, das von außen mich schied; Schauernd heben die Wipfel im Winde, Gleich wie ein altes, vertrautes Lied! Zaht wie es flüstert durch Buchen und Tannen, Wird es im Herzen mit leicht und weit; Frohsinn und Freude trag' ich von dannen Aus der stillen Waldesinnlichkeit!

Christ Blach.

Ein Mahwort an Schwiegereltern
Es ist eine alte Erfahrung, daß nur in wenigen Fällen ein Zusammenwohnen von Eltern und verheirateten Kindern beiden Teilen zum Glück gereicht und nicht mit Unrecht ist die „böse“ Schwiegermutter sprichwörtlich geworden, wenn damit auch noch nicht bewiesen ist, daß sie in jedem Falle die Schuld an unerwünschten und unheilvollen Familienverhältnissen trägt. Wie oft aber entsteht nicht bei einem gemeinsamen Haushalt nach und nach gegenseitige Abneigung, ja, jahrelange Feindschaft unter den nächsten Verwandten! Es ist von vorn herein auf die Dauer ein Unbding, wenn sich eine alte, noch rüstige und tatkräftige Frau, die womöglich eine große Kinderchar zu tüchtigen Menschen erzogen und ein Leben voll reicher Arbeit und unermüdetem Fleiß hinter sich hat, nun in ihren alten Tagen dem Willen einer jungen Schwiegertochter unterordnen soll. Selbst wenn die junge Schwiegertochter auch aufrichtige Neigung und womöglich kindliche Verehrung gegenüber der Mutter ihres Mannes hat u. sich soviel wie möglich nach ihren Wünschen oder gar Befehlen richtet, so kann man doch nicht verlangen, daß die junge Frau, die oft anders erzogen ist, denkt und fühlt, ihre ganze Selbstständigkeit aufgibt und sich bewußt oder unbewußt dem Regiment der Schwiegermutter beugt. Das gleiche gilt auch entsprechend von Mutter und Tochter nach der Verheiratung der letzteren.

In Wirklichkeit sind beide Frauen zu bedauern, die eine, daß sie noch im Alter lernen soll, sich geschmeidig und tahtvoll in den Haushalt ihrer Kinder zu fügen, und die jüngere, daß von ihr ein Aufgeben eines Teils ihrer Persönlichkeit noch als Hausfrau verlangt wird. Es gehört in der Tat unendlich viel Takt, Liebe und Selbstüberwindung von beiden Seiten dazu, wenn in einem solchen gemeinsamen Haushalt Friede und Eintracht wirklich dauernd erhalten bleiben sollen und nicht viel leicht bloß nach außen hin erscheinen. Zuweilen sind Kinder das vermittelnde Bindeglied in der gemeinsamen Liebe zu ihnen findet sich mandmal Mutter- und Großmutterherz wieder. Im allgemeinen aber sollten Eltern, de-

Was die Köche selber speisen
Es gibt ein altes scherzhaftes Volkslied, das von einem Koch erzählt, der seine Küche verließ, um in der nächsten Wirtschaft zu Mittag zu speisen. Etwas ähnliches ereignete sich kürzlich auch in Paris; als 150 der berühmtesten „Cuisiniers“ den eigenen Serb verließen und bei ihrem Kollegen M. Scotti speisten, der als gebürtiger Franzose den Ruhm seiner heimatlichen Küche in Amerika verbreitet und dort die hochangesehene Stellung des Oberkuchs im Gefandtskashotel bekleidet und außerdem Vorsteher des Vereins der tausend französischen Köche in den Vereinigten Staaten ist. Ihm zu Ehren nahmen die Pariser Cuisiniers ein Essen, das der Meister der kulinarischen Kunst M. Scotti selbst zubereitet hatte. Für gewöhnliche Sterbliche ist es vielleicht ein platonischer Genuß, zu erfahren, wie Könige unter sich leben, wie die Köche selbst essen, und darum sei im folgenden versucht, mit bürren Worten das zu beschreiben, was ein kulinarisches Genie in seiner Zauberküche unter wallenden, siedenden Dämpfen zusammenzubereitete. Der Auftakt setzte ein mit gezeuener Melone, zu der köstlicher

bachs Keller, bis alle Gäste gegangen waren, und der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und

der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und

der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und

der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und

der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und

der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und

der Wirt auch sie ein wenig ängstlich zum Ausbruch machte, weil der Rat der Stadt neuerdings so streng auf die Bürgerstunde hielte. Sie standen schon hinter der Tür, als von draußen heftig gedocht wurde. Der Wirt ließ sie noch einmal zurücktreten und sagte, er wolle zuvor nachsehen, ob es etwa die Stadtwächter wären. Er kam zurück und meldete, sie könnten ruhig hinausgehen; es seien nur zwei ihm bekannte Herren, die noch einen Schlucktrunk nehmen wollten, er werde sie aber nicht hereinlassen. So trat die Wilhelmine neben ihrem Offizier unter die Tür, indes der Wirt von hinten vorjuchend nachleuchtete, und sah im ungewissen Schein der Laterne ihren Bräutigam, Herrn Frischhorn, vor sich mit noch einem Krumpen von seiner Gefährlichkeit her. Sie schürte vor Schreck in dem Arm ihres Begleiters zusammen und taumelte wider ihn, verbarz auch unwillkürlich ihr Gesicht an seiner Brust, so gut es gehen wollte, wobei ihr der Hut waghalbig nach hinten rutschte. So kam sie zwar nicht in sehr würdiger Haltung, aber doch unerkannt vorbei; der Offizier, der nichts verstecken konnte, suchte durch einen strammen Gruß gegen die Herren zu retten, was zu retten war.

Am nächsten Nachmittag stellte sich der Bräutigam zur gewöhnlichen Stunde überaus aufgedrückt bei seiner Braut ein. „Du hast mir immer gesagt,“ fing er an und rief sich lacht die Hände, „daß der Reichenstein ein anständiger Mensch wäre.“

„Und ich sage dir, ich habe ihn gestern Abend aus Auerbachs Keller kommen sehen mit einer so üblen alten Ziege, daß ich mich geschämt hätte, so von ihm gesehen zu werden.“

„Die Wilhelmine machte große runde Augen.“

„Womit hast du ihn gesehen?“ fragte sie noch einmal.

„Mit einer üblen alten Ziege,“ wiederholte er.

Die Wilhelmine schluckte erst ein paar Mal, ehe sie weiter fragen konnte: „Wer war es denn?“

„Das war...“ „...hast nicht“ entgegnete er fast gekränkt. „Ich habe sie nicht erkannt. Und